FRANKREICH

Der kindliche König

Nicolas Sarkozy ist ein unbeliebter Präsident, auch weil er sich nicht wie ein Präsident verhielt, sondern wie ein Emporkömmling. Nun will er wiedergewählt werden und sagt, er sei ein anderer geworden. *Von Mathieu von Rohr*

Es ist wieder so ein Tag, an dem Nicolas Sarkozy und sein Volk sich sprachlos gegenüberstehen. Er besichtigt die Großbaustelle eines Fußballstadions in Nizza, marschiert über Schutt, in dunkelblauem Anzug mit dunkelblauer Krawatte, die Füße gespreizt, in seinem merkwürdig ruckartigen Gang. Sein Gesicht ist wächsern und fahl, er sieht angespannt aus.

Sarkozy trifft an diesem Tag auf Jugendliche, denen staatliche Programme helfen sollen, eine Ausbildung und Arbeit zu finden. Aber die Jugendlichen interessieren ihn nicht, und er gibt sich wenig Mühe, das zu verbergen.

Der Präsident stellt mürrisch allen die gleiche Frage: „Und, wo wollt ihr später arbeiten?“ Ihre aufgeregten Antworten hört er kaum, lange stehen bleibt er nie. Er sieht aus wie jemand, dem ganz andere Dinge durch den Kopf gehen. Angela Merkel zum Beispiel.

Die Jugendlichen stehen ehrfürchtig vor ihm. Sie wissen nicht, was sie zu dem Mann sagen sollen, der in einem Konvoi aus einem Dutzend Wagen angerauscht kam und erscheint, als wäre er einem Raumschiff entstiegen.

Nicolas Sarkozy hat den Ruf, ein talentierter Wahlkämpfer zu sein, wenn es darauf ankommt, aber es fehlt ihm die Gabe, Menschen, die ihm egal sind, das Gefühl zu geben, sie interessierten ihn. Wenn man dem Präsidenten in diesen Monaten durchs Land folgt, ist spürbar, dass etwas zerbrochen ist zwischen ihm und seinem Volk. Er ist umgeben von einer Sprachlosigkeit, die schwer zu überbrücken scheint.

In anderthalb Monaten sind Wahlen. Nicolas Sarkozy steht vor seiner letzten großen Schlacht. Wenn er sie verlieren sollte, stünde Frankreich vor einem großen Wechsel. Es wäre aber auch für Europa ein entscheidender Umbruch. Es gäbe dann mit dem Sozialisten François Hollande einen Präsidenten im Elysée, der mehrmals beteuert hat, er wolle nach seiner Wahl erst mal den von der EU beschlossenen Fiskalpakt neu verhandeln.

Auch Frankreichs Verhältnis zu Deutschland, die Rollen der beiden Partner will Hollande neu definieren. Insofern ist diese Präsidentenwahl vielleicht die europäischste, die die Französische Republik, die so gern um sich selbst kreist, je erlebt hat.

Es gibt noch Leute, die an Sarkozys Wiederwahl glauben, aber viele sind es nicht. Man findet sie unter seinen Anhängern, Beratern und Mitarbeitern, aber selbst die geben zu, dass sie die Umfragen kennen, dass sie alles über den Verdruss der Wähler wissen, die den Präsidenten nicht mehr sehen können. Nicht nur, weil sie von seiner Politik enttäuscht sind, sondern weil ihnen seine Person verhasst ist.

Nach den für ihn erfreulichsten Umfragen würde Nicolas Sarkozy am 6. Mai im zweiten Wahlgang mit 44 zu 56 Prozent gegen den Sozialisten François Hollande verlieren. Zwei Drittel derer, die Hollande wählen wollen, täten das nicht, weil sie ihn sich als Präsidenten wünschen, sondern weil sie Sarkozy leid sind.

Sarkozy erlag einem Irrtum: Er hielt seine Wahl für einen Liebesbeweis.

Die Avenue George V ist eine Pariser Prachtstraße, an ihrem unteren Ende fließt die Seine, oben grenzt sie an die Champs-Elysées. Hier, in einem Büro mit fünf Meter hohen Decken, an den Wänden großformatige moderne Kunst, sitzt Alain Minc, einer der engsten Vertrauten des Präsidenten.

Minc, ein rechter Intellektueller, kennt Sarkozy seit über 25 Jahren. Er ist Realist. Er sagt, Sarkozy könne vielleicht nicht gewinnen, aber François Hollande noch verlieren. Der Präsident werde bis zur letzten Minute kämpfen, er habe ihm geraten, „sich als hyperaktiver Typ zu präsentieren, in allem, was er vorschlägt, bis zum letzten Tag“.

Die Welt habe von Sarkozy ein veraltetes Bild, sagt Minc. „Er hat sich sehr, sehr, sehr verändert.“ Am Anfang sei er „wie ein Pferd im Galopp“ gewesen. Seine ungeheure Energie sei jetzt „viel konzentrierter, gesammelter“. Die Krise habe ihn ruhiger werden lassen, er sei zum Staatsmann gereift. Die Schwierigkeit bestehe darin, dies den Franzosen glaubhaft zu machen, die ihn anders kennen.

Seit er vor zweieinhalb Wochen im Fernsehen offiziell angekündigt hat, dass er noch einmal kandidiert, zeigt sich Nicolas Sarkozy als Karikatur seiner selbst. Er ist überall gleichzeitig, schüttelt jede Hand, die er ergreifen kann. Er sitzt mit Fabrikarbeitern in der Betriebskantine und fährt plötzlich Zug statt Limousine. Fast jeden Tag feuert er neue Ideen ab. Er will die 35-Stunden-Woche aufweichen, ein Referendum über Einwanderung abhalten, die Mehrwertsteuer erhöhen, die Schule reformieren.

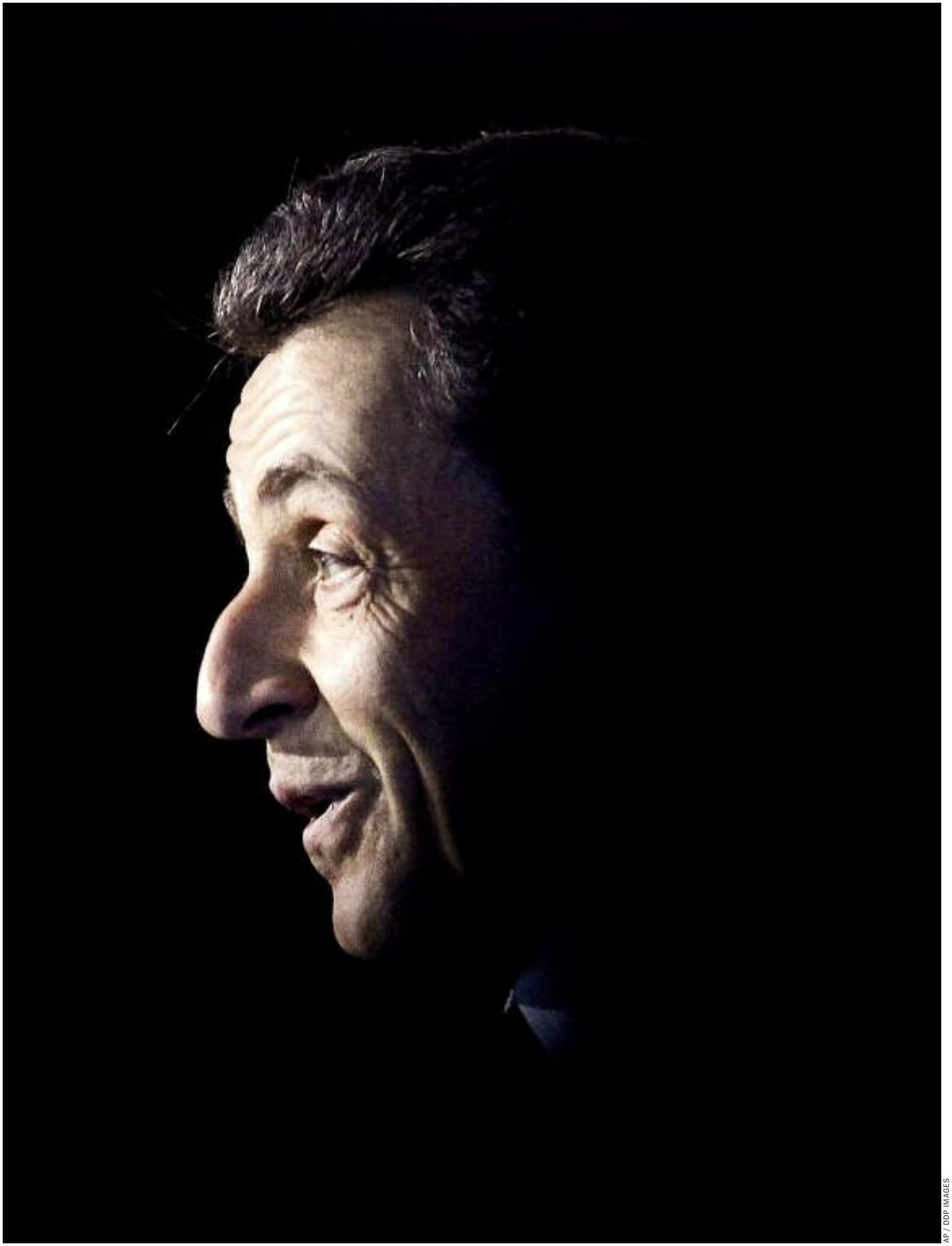
Es ist wie bei seiner Wahl 2007, als er dem Land die „rupture“ versprach, den Bruch mit dem System. Nun verheißt er den Franzosen, diesmal wirklich der Kandidat des Wandels zu sein. Es will ihm aber kaum einer glauben.

Nicolas Sarkozy ist seit fünf Jahren Präsident, doch es fühlt sich an, als wäre er schon seit zehn Jahren da. Nicht nur die Krise hat ihn verbraucht, es ist, als ob er seine Sendezeit doppelt bespielt hätte. Er hat vom Tag seiner Wahl an eine Bilderflut entfesselt, in deren Mittelpunkt er selbst stand, wie der Hauptdarsteller einer Soap, zu der die Bürger zwangsverpflichtet wurden.

Sarkozy erlag einem Irrtum. Er hielt seine Wahl für einen Liebesbeweis, für ein Interesse an seiner Person, während die Franzosen sich von ihm versprachen, dass er mit seiner Energie das verkrustete Land aufbrechen würde.

Seine politische Hinterlassenschaft ist karg. Er hat das Renteneintrittsalter um zwei Jahre auf 62 erhöht, die Macht der Gewerkschaften beschnitten und Steuererleichterungen für Unternehmen beschlossen, die in Forschung investieren. Er hat die Universitäten reformiert, und jeder Bürger kann nun eine Verfassungsklage einreichen. Das ist alles.

Ansonsten war er vor allem damit beschäftigt, die große Krise abzuwenden; aber was ein Politiker verhindert, wiegt



AP / DDP IMAGES

Präsident Sarkozy: *Nicht nur die Krise hat ihn verbraucht, es ist, als ob er seine Sendezeit doppelt bespielt hätte*

nie so schwer wie das, was er getan hat. Frankreich geht es heute schlechter als 2007. Die Zahl der Arbeitslosen liegt um eine halbe Million höher, die Staatsverschuldung ist um 500 Milliarden auf über 1700 Milliarden Euro gestiegen, die Wirtschaft stagniert seit 2008. Das liegt vor allem an der Krise. Die Wähler machen dennoch ihn verantwortlich.

Doch wenn er abgewählt werden sollte, dann ebenso sehr aus einem Grund, den allein die Franzosen verstehen. Sarkozy, so sehen es viele, hat das Amt des Präsidenten entweiht. Das zu reparieren ist ihm nicht gelungen.

Das gibt sogar ein Minister seiner Regierung zu, will dabei aber auf keinen Fall namentlich genannt werden: „Wir glauben, dass wir mit unseren Ideen die Mehrheit haben im Land“, so der Minister. „Das Problem ist die Person des Präsidenten. Es stimmt, das wird nicht leicht zu überwinden sein.“

ACTION PRESS

Paar Sarkozy, Bruni 2007: *„Haste gesehen, wie schön meine Frau ist?“*

Die Ursünde seiner Amtszeit beging er gleich am Abend der Wahl. Auf einer Privatparty im Nobelrestaurant Fouquet’s an den Champs-Elysées feierte er mit den reichsten Leuten des Landes seinen Sieg. Und gab das Bild eines Mannes ab, der sich vom Volk wählen ließ, aber ein Präsident der Reichen war.

Als Nächstes zeigten ihn Bilder auf dem Sonnendeck der Yacht eines Milliardärs. Er schien nun keine Grenzen mehr zu kennen. „Endlich kann ich ich sein“, sagte er Freunden. Er erhöhte sein Präsidentengehalt um 172 Prozent, genehmigte sich einen neuen Präsidenten-Jet und erzählte überall: „Später will ich auch mal richtig Kohle machen.“

Franz-Olivier Giesbert, der Chefredakteur von „Le Point“, der das tiefgründigste Buch über den Charakter des Präsidenten geschrieben hat, schildert einen Mann, der besoffen sei von sich selbst. Der zu ihm sage: „Frankreich ist zurück. Kennedy war nichts dagegen. Ich bin jeden Tag in der internationalen Presse.“ Der sich vor seinen Mitarbeitern dauernd lobe: „Seht her, wie clever ich bin, daran hätte sonst wieder niemand gedacht!“ Und der die Mitglieder seiner Regierung „Nullen“ und „Vollidioten“ nennt.

Sarkozys Vertrauter Alain Minc sagt: „Am Anfang hatte er kein Über-Ich. Er hat alles getan, was er dachte. Er redete mit jedem auf die gleiche Art und Weise, egal ob mit Ihnen, mit Obama oder mit einem guten Freund.“ Sarkozy habe geglaubt, die Franzosen seien reif für einen modernen Präsidenten, der das Land führe und das Tagesgeschäft nicht, wie seine Vorgänger, seiner Regierung überlasse.

Aber schon nach anderthalb Jahren an der Macht waren Sarkozys Popularitätswerte, zu Beginn bei 60 Prozent, ins Bodenlose gefallen. Sie haben sich seither nicht mehr erholt. Die Franzosen wollten zwar nicht mehr die Bräsigkeit, die Lethargie der Chirac-Jahre. Aber sie wollten jemanden, der das Land in Bewegung bringt, nicht sich selbst.

In Frankreich ist der Präsident auch immer der Erbe der Könige. Die Erwartungen der Öffentlichkeit an ihn sind etwas sehr Kompliziertes. Die Franzosen wollen, dass er ihnen sehr nah und fern zugleich ist. Aber zugleich nah und fern zu sein ist sehr schwierig.

Diese Besonderheit des Amtes ist zu spüren, wenn man dem Präsidenten ins Land hinaus folgt. Die „Reisen des Herrn Präsidenten der Republik in die Provinz“ sind ein Ritual, an dem sich seit den Tagen der Monarchie nicht viel geändert zu haben scheint. Sarkozy trifft dann in einem formalisierten Setting auf Untertanen, oder besser gesagt: Sie werden ihm vorgeführt.

Stets fährt der Präsident in einem schier endlosen Konvoi aus Polizeiwagen, dunklen Vans, Limousinen und Motorrädern in eine weiträumig abgesperrte, von politischen Gegnern freigeräumte Zone, sitzt ausgewählten Bürgern, Unternehmerinnen, Lokalpolitikern gegenüber, die umständliche und schwülstig formulierte Fragen vom Blatt ablesen. Daraufhin hält der Monarch jeweils einen Monolog.

Es sind zutiefst undemokratische Momente. Die Minister, die mit Sarkozy am Tisch sitzen und um deren Zuständigkeitsbereich es geht, kommen kaum zu Wort. Und es geschieht fast nie, dass dem Präsidenten jemand widerspricht. Einmal tut es einer doch, in Sallanches, in den Alpen. Er erklärt Sarkozy, dass dessen Idee, ein Label für in Frankreich produzierte Produkte, Unsinn sei. „Ich will mich nicht mit Ihnen streiten“, knurrt Sarkozy da, und jeder im Saal spürt, dass er seine Wut nur mühsam unterdrückt.

Es muss einem französischen Präsidenten leichtfallen, die Bodenhaftung zu verlieren. Sarkozy habe sich verhalten wie ein Junge, der auf alle Knöpfe gleichzeitig drückt, wie ein „Kind-König“, dem alles erlaubt ist, sagt sein Biograf Franz-Olivier Giesbert.

Darunter fällt auch sein öffentliches Liebesleben. Als Sarkozy nach der Trennung von seiner Frau Cécilia eine stürmische Affäre mit Carla Bruni begann, verkündete er der Presse: „Carla und ich, das ist eine ernste Sache!“ Die inszenierten Fernsehbilder ihres Glücks hatten etwas Obszönes. Giesbert sagt: „Das Land ertrug es nicht, dass er diese Nummer abzieht, des Typen, der seinen Freunden ja auch ohne Scham ins Gesicht sagte: Haste gesehen, meine Frau, wie schön sie ist?“

Nicolas Sarkozy sagte dazu im Januar in Französisch-Guayana seltsame Sätze zu den Journalisten, die ihn begleiteten. „Ich bin der erste Präsident, der dem Recht auf Glück nicht entsagt hat. Aber wenn die Leute mich glücklich sehen, sagen sie sich: Er hat uns im Stich gelassen.“

Seit Anfang des vergangenen Jahres bemüht er sich, die Rolle des Ersatzkönigs zu spielen. Er trägt nur noch schwarze und blaue Anzüge. Carla Bruni hat ihm angeblich Literatur und den europäischen Autorenfilm nahegebracht.

Doch er hat es schwer, seine Wandlung glaubhaft zu machen. Im Oktober besuchte er eine Wanderausstellung des Museums Centre Pompidou in Chaumont und gab sich Mühe, kundig die Werke von Picasso und Braque zu kommentieren. Doch dann interessierte ihn doch wieder nur das eine. „Das hier ist mehrere Millionen wert“, sagte er vor einem Monochrom Yves Kleins und wollte später wissen: „Und der Klein? Mehr als der Léger? Weniger als der Matisse?“

Man muss Sarkozys Herkunft kennen, um ihn zu begreifen. Er ist der Sohn eines Abkömmlings der verarmten ungarischen Adelsfamilie Särközy Nagybocsaï

und einer Tochter griechischer Einwanderer mit jüdischen Wurzeln. Der Vater verließ die Familie früh, Sarkozy wuchs im Pariser Reichenvorort Neuilly auf, wo er sich als „Armer unter Reichen“ fühlte. Die Wut des Underdogs war sein Lebensantrieb.

Mit der Witzfigur, als die Sarkozy oft gezeichnet wird, hat er wenig gemein. Er ist hart zu anderen und zu sich selbst. Er steht früh auf und geht früh schlafen. Er ist ein unermüdlicher Arbeiter. Wer mit ihm zu tun hatte, beschreibt ihn als Menschen mit schneller Intelligenz und hervorragendem Gedächtnis. Und als Choleriker, bei dem Nichtigkeiten zwanzigminütige Wutanfälle auslösen.

Sarkozy ist aber auch ein Mensch ohne tiefe politische Überzeugungen. Das ist vielleicht seine größte Schwäche. Seit de Gaulle hatten alle Präsidenten ein politisches Projekt: Valéry Giscard d’Estaing legalisierte die Abtreibung und engagierte sich für Europa. Der Sozialist François Mitterrand wollte ein gerechtes Frankreich, er schaffte die Todesstrafe ab und führte die Vermögensteuer ein. Sarkozys Projekt hieß von Anfang an Sarkozy.

Als er sein Amt antrat, setzte er trotz Reformrhetorik die Politik fort, die er von seinen Vorgängern geerbt hatte. Er glaubte bis zur Krise an die Rolle des Staates in der Wirtschaft wie vor ihm Chirac und Mitterrand. Auch er erhöhte in seinen ersten anderthalb Jahren das Defizit, um die Wirtschaft anzukurbeln. Auch deshalb ist die Lage der französischen Staatsschulden nun so desolat.

Was ist ihm gelungen? Das meiste spielte sich auf der Weltbühne ab, deswegen ist sein Ruf im Ausland auch besser als zu Hause. Wer außer ihm hätte wohl auf den Anruf des Philosophen Bernard-Henri Lévy aus Bengasi hin beschlossen, die libyschen Rebellen mit Lufteinsätzen zu unterstützen?

Die Energie, die in ihm brodelt und ihn manchmal Unüberlegtes tun lässt, hat er nie so zielgerichtet eingesetzt wie in Krisensituationen. Seine beste Zeit hatte er während der Finanzkrise von 2008 und in der Schuldenkrise, als er zwischen Staatschefs auf Gipfeln herumrannte und dabei, wie die meisten Beteiligten versichern, einen guten Job machte.

Zu Beginn seiner Amtszeit war sein wirtschaftliches Vorbild Großbritannien, und er wollte sich in Europa mit Briten, Italienern und Spaniern gegen die Deutschen verbünden. Aber es war sein Zwangsbündnis mit Angela Merkel, das Europa und auch ihn in den letzten zwei Jahren prägte.

Sie brachte ihn zur Einsicht, dass Frankreich einen ausgeglichenen Haushalt und Reformen braucht, er drängte sie zu mutigeren Schritten, um eine neue Finanzkrise zu verhindern. Sie haben sich am Ende wohl tatsächlich verstanden, nur so lässt sich erklären, dass sie ihn offen gegen Hollande unterstützt.

PIERRE KROLL / DER SPIEGEL

Karikaturenobjekt Sarkozy: *„Carla, was liest du da?“*

Was ihm in Europa Anerkennung eingebracht hat, spielt nun, da es um seine Wiederwahl geht, keine große Rolle. Es ist vielleicht seine Tragik, dass er erst am Ende seiner Amtszeit zu der Überzeugung gelangte, dass Frankreich tiefe Reformen brauche. Da war es zu spät.

Er steht vor den Franzosen nun wie ein reuiger Ehemann, der beim nächsten Mal alles besser machen will. Aber die Beziehung ist so zerrüttet, dass viele gar nicht mehr hinschauen. Ende Januar ließ er sich auf neun Fernsehsendern gleichzeitig interviewen, vor 16 Millionen Zuschauern.

Er wollte Reformpläne für den Arbeitsmarkt vorstellen, aber viele Zuschauer hörten nur, dass er wie ein Besessener von Deutschland redete. Und sahen einen Präsidenten, der wie immer mit Kopf, Schultern und Mundwinkeln zuckte. Es schien zu bestätigen, dass sie es mit einem Verrückten zu tun haben.

Sarkozys Gegenkandidat Hollande hat wenig Charisma und kein besonders überzeugendes Wirtschaftsprogramm. Aber Hollande ist sympathisch und anständig, er macht bisher keine großen Fehler. Nach den Umfragen sieht es so aus, als ob das reichen könnte, um zum Präsidenten gewählt zu werden: das Gegenteil von Sarkozy zu sein.

Sarkozy hat Politik einmal mit Surfen verglichen. Es gehe darum, die richtige Welle zu finden, die einen weit genug tragen könne, sagte er vor der letzten Wahl. Damals fand er sie. Die Franzosen sorgten sich um ihre schwindende Kaufkraft. Er bot ihnen den Slogan an: „Mehr arbeiten, um mehr zu verdienen.“ Daraus ist nichts geworden, und das macht es natürlich schwieriger, diesmal auch wieder so eine gute Welle zu finden.

Sein neuer Slogan heißt „La France forte“. Das soll bedeuten, Sarkozy ist stark, Hollande ist schwach. Keine komplizierte Botschaft. Auf dem Plakat ist der Präsident im Halbprofil zu sehen, dahinter das Meer. Die Wellen sind ziemlich flach. Das abgebildete Meer, stellte sich heraus, ist griechisch. Kein gutes Omen.

Die vergangene Woche war die bisher schlimmste seiner Kampagne. Bei einem Besuch in der baskischen Stadt Bayonne musste er vor einer buhenden Menge in ein Café fliehen. Und obwohl er kämpfte wie ein Verrückter, verlor er in den Umfragen. Vielleicht auch gerade deswegen.

„Die Möglichkeit der Niederlage habe ich stets im Blick“, sagte Sarkozy im Januar den Journalisten in Guayana. „Wenn ich verliere, werde ich aufhören mit der Politik. Ihr werdet nicht mehr von mir hören.“

Aber als er seine Lage so betrachtete, erfüllte ihn vor allem eines mit Befriedigung: „Die Leute haben die ganze Zeit so viel von mir gehört, morgens, mittags und abends“, sagte er. „Und trotzdem reden alle immer noch so viel von mir. Es ist ein Wunder.“

Video: Karikaturist Pierre Kroll über Nicolas Sarkozy
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.